

Anne Berest: „Vatertage“

Die fragile Souveränität zwischen Vätern und Töchtern

Von Ulrich Rüdener

Büchermarkt, 12.06.2026

Ein Familienroman, der sich unter der Hand zu einer intensiven Auseinandersetzung einer Tochter mit ihrem Vater verwandelt: Die Erfolgsautorin Anne Berest folgt in ihrem neuen Roman „Vatertage“ den Verästelungen des väterlichen Stammbaums.

Jeder Erfolg verlangt nach Fortsetzung. Ein Gesetz des Marktes, das auch für die Buchbranche gilt. Anne Berest, Schriftstellerin, Regisseurin und Drehbuchautorin, gelang mit ihrem Roman „Die Postkarte“ ein weltweiter Bestseller. Erzählt wurde darin, auf bewegende Weise, vom Schicksal der mütterlichen Linie ihrer eigenen Familie. Schon davor hatte sie sich in einem Buch mit ihrer Großmutter Gabriële Buffet-Picabia beschäftigt, der ersten Frau des Dadaisten und Surrealisten Francis Picabia. Nun wird die Saga fortgeschrieben, diesmal folgt Anne Berest der männlichen Linie ihrer Familie. Formal und stilistisch knüpft sie an „Die Postkarte“ an.

Anlass für „Vatertage“, so der Titel des autofiktionalen Romans, ist wie bei der „Postkarte“ ein Schriftstück.

„[Meine Mutter] Lélia war es (...), immer eine Kippe im Mundwinkel, die aus einer Schublade die vier Oxford-Hefte mit Schottenmuster meines Großvaters für mich herauszog. Ich habe sie sofort wiedererkannt.

„Weißt du, ich glaube, dein Vater würde sich freuen, wenn du da mal einen Blick reinwerfen würdest“, sagte sie.“

Kindheit in der Bretagne

Die Hefte enthalten die „Lebensbruchstücke“ des Großvaters Eugène, sie handeln von seiner Kindheit und vom Aufwachsen in der Bretagne. Und sie eröffnen der Autorin einen Blick zurück in eine noch fernere Vergangenheit: Sichtbar wird so nämlich der Urgroßvater gleichen Namens, der, aus einfachen Verhältnissen stammend, als Autodidakt eine politische Bewegung anführt, eine Agrargenossenschaft gründet, eine stille und nachdenkliche Engländerin heiratet und zu einem angesehenen Mann wird. Sein Sohn – eben jener Eugène, der Großvater der Autorin

Anne Berest

Vatertage

Aus dem Französischen von Amelie Thoma und Michaela Meßner

Berlin Verlag

448 Seiten

25 Euro

– wird 1922 geboren. Er soll die Kooperative La Bretonne übernehmen, begeistert sich aber stattdessen für alte Sprachen.

„Eugène hatte schon Latein mit großer Leichtigkeit gelernt, aber Griechisch war geradezu eine Offenbarung. Im Grunde lernte er es nicht, er erriet es, sah es voraus, erfasste seine Logik, erspürte seinen Geist, wie bei einem Gedicht, das man vergessen zu haben glaubt, das aber Zeile für Zeile aus der Erinnerung wieder auftaucht und das man auswendig vortragen kann, nachdem man es nur ein einziges Mal wieder gelesen hat.“

Bildungsaufstieg und Milieuwechsel

Berest erzählt die Geschichte ihrer Ahnen, vom nicht unproblematischen Bildungsaufstieg und Milieuwechsel – und lässt uns zwischendurch nach dem üblichen Muster autofiktionaler Familienhistoriographie auch an ihrer Recherche teilhaben. Immer wieder springt sie aus den atmosphärischen Schilderungen des Finistère und des Paris der Zwischenkriegszeit in die Gegenwart. Und langsam erschließt sich, worauf dieses Buch eigentlich hinauswill: Berests Vater, an Krebs erkrankt, rückt in den Mittelpunkt dieser Suche nach der verlorenen Zeit. Die beiden Eugènes werden ihrem Schicksal überlassen, und Berest widmet sich dem Porträt ihres Vaters als junger Mann: Der wirkt etwas weltfremd, ist anders als sein Vater Eugène nicht den Sprachen, sondern den Zahlen verfallen.

„Er lebte in einer Parallelwelt, der Welt der Mathematik, der einzigen, in der er ganz und gar glücklich schien, versunken in Meditationen über die Gleichsetzung zweier Werte.“

In der lebt Vater Pierre auch noch, als die Krankheit ihn von innen zerstört. Berest führt Gespräche mit ihm, will etwas herausfinden über sein politisches Engagement in der Linken der 70er, über die Liebe zu Lélia, aber er spricht lieber über analytische Mechanik. Davon, sagt er, müsse ihr Buch handeln. Und spätestens jetzt wird klar, dass hier *einer* eine Mauer um sich baut und die *andere* verzweifelt versucht, sie zum Einsturz zu bringen: Die Familiengeschichte wird zu einem Psychodrama, zu einer Analyse der Mechanik einer Tochter-Vater-Beziehung. Der ganze Aufwand, den Berest für ihre Recherche betreibt, hat zum Ziel, die irgendwann entstandene Distanz zwischen den beiden zu überwinden, zumindest zu verstehen, warum der Vater sich immer weiter von ihr entfernt hat. Und sie findet einen wissenschaftlichen Begriff, der diesen Moment der Entfremdung beschreibt:

Bifurkationen

„Mein Vater erklärte, in der Mathematik und in der Physik komme es zu einer Bifurkation, wenn eine kleine Veränderung eines Parameters eine größere Veränderung im Zustand des Systems bewirkt. Auch ich habe mich auf die Suche nach einer Bifurkation gemacht, diesem nicht wahrnehmbaren Punkt, der sich irgendwo in den Kapiteln unserer Geschichte eingeschrieben hat. In welchem Augenblick beraubt etwas ohne jede Vorwarnung die Väter wie die Töchter der heiteren Freude, der fragilen Souveränität, einfach beisammen zu sein?“

Leider scheint auch der Roman an solchen Bifurkationen zu leiden, kleinen Details, die das ganze System durcheinanderbringen: Da ist einmal die Erzählweise Berests, die ein bisschen zu souverän erscheint, zu glatt, zu poliert. Zugleich gelingt es ihr nicht, die Figuren wirklich zum Leben zu erwecken – vielleicht weil sie zu viel Wert auf das Setting legt und fortwährend darum bemüht ist, ihre Recherchearbeit im Buch zu präsentieren. Manchmal

geschieht das en passant, etwa wenn mit einem gewissen Stolz eingeflochten wird, dass Georges Pompidou und Jorge Semprún Schulkameraden von Großvater Eugène am Pariser Elite-Gymnasium sind. Die Zeitumstände des Pariser Frühlings 1968 und die roten Jahre wirken oft ornamental, pflichtgetreu eingestreut und nacherzählt. Die Dreier-Freundschaft zwischen Pierre, Lélia und dem engsten Weggefährten Pierre-Francois, der sich irgendwann outet und HIV zum Opfer fällt, hat nicht den Charme von Henri-Pierre Rochés Roman „Jules und Jim“, nach dessen Vorbild sie erzählt zu sein scheint. Und die Sprachlosigkeit zwischen Tochter und Vater, der die Fertigstellung des Buches nicht mehr erlebt, ist leider nicht recht nachvollziehbar und auch formal eher lustlos umgesetzt. So ist dieser von Amelie Thoma und Michaela Meßner übersetzte Roman möglicherweise ein biographisch großer Schritt für Anne Berest, ein kleiner allerdings nur für die Leserschaft.